



Ngonji

---

**N**gonji ist ein Batua-Junge, 1 Meter groß, mager, hat aber starke Sehnen, ein breites Gesicht mit den hervorragendsten Kennzeichen einer Riesen-Platt-nase. Eines schönen Morgens wurde das kleine Kerlchen durch unsere Bekannten zu mir gebracht. Der Kleine war mir sofort sympathisch, schon darum, weil er ein Batua — war.

„Was möchtest du?“, war meine Frage.

„Ich komme, um bei dir zu arbeiten.“

Diese Antwort brachte nicht nur allein bei mir, sondern beim ganzen Volk lautes Gelächter hervor.

„Du, kleines Männchen, du kannst ja noch kein Messer in der Hand halten, und du willst arbeiten? Gehe doch erst zu deiner Mutter zurück und esse gut Fleisch und Maniok, und wenn du dann größer bist, bekommst du von mir Arbeit.“

Nein, das gefiel dem Jungen nicht, aber er gab den Mut nicht auf. „Ich bin schon alt, Fasa“, und seine Bekannten nickten zustimmend; „und ich bin stark, Fasa; ich bin schon auf der Jagd gewesen und habe schon gefochten. Fasa, laß mich arbeiten.“

„Um, kommst du, um auf der Mission getauft zu werden?“ fragte ich ihn.

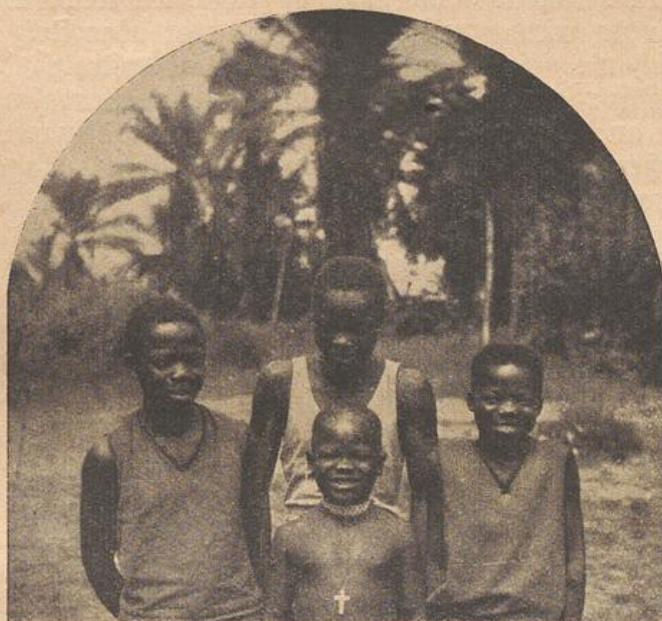
„Nein, ich komme, um zu arbeiten, und ich bitte dich um Arbeit.“

Ich stand einige Augenblicke ganz unentschlossen da; es kostete mich Mühe, das kleine Männchen anzunehmen, noch mehr aber, um es nach Hause zu schicken. Wir hatten ja unsere Mission erst angefangen, und wir wußten, daß die Batuas, diese Buschmänner, ein Zwergvolk, denen der Schrecken vor den Weißen noch so tief im Blute sitzt, sich immer in einiger Entfernung halten, stets sprungbereit, um beim ersten Blick in den Wald zu flüchten und dann von einem Versteck aus die Weißen zu beobachten. Kommt man unerwartet in ein Batua-Dorf, dann ist dasselbe in einigen Sekunden menschenleer, nur die Wächter, die häßlichen kleinen Buschhunde, bleiben zurück und hören nicht auf, einen anzubellen und anzukeifen. Sobald die Buschmännchen sehen, daß keine Gefahr ist, kommen die Mutigsten zuerst zurück und zuletzt auch die Frauen mit den vor Angst schreienden Kindern.

Diese Szene stand vor meinem Geiste, während ich über das Los von Ngonji entscheiden mußte. Ja, es wäre vielleicht doch noch das Beste, dem kleinen Jungen seinen Willen zu tun; er konnte dann die Mission kennenlernen, und später könnte diese Bekanntmachung vielleicht doch einige Früchte bringen für ihn selbst oder für andere.

Ngonji ging also mit den älteren ans Schaffen, schwere Arbeiten konnte er wohl nicht verrichten, aber es gab ja leichte Pöfchen genug, um ihn zu beschäftigen. Selten sah ich einen fleißigeren Jungen als Ngonji; keinen einzigen Tag war er abwesend, während die Batuas doch daran gewöhnt sind, hie und da einen oder zwei Tage, oder auch noch mehr auszu-ruhen. Das Wort „Ruhe“ ist eigentlich nicht richtig; gefällt ihm die Arbeit nicht, dann sucht er sein Glück auf der Jagd.

Nach einigen Monaten treuen Dienstes hatte Ngonji eine Spardbüchse, etwas Außergewöhnliches für einen Neger, und noch außergewöhnlicher für einen Batua-Jungen. Jetzt trottete



Ngonji

Ngonji in ein Geschäft, kaufte sich wohl keine Kleider, aber einen Eimer und etwas Zigaretten und kam dann zu mir auf mein Zimmer. Ich verwunderte mich sehr, das Kerlchen mit einem Eimer zu sehen, der beinahe so groß war wie er selbst; und noch mehr erstaunt war ich, als Ngonji mich um einen Reisepass bat, um in sein Dorf zurückzukehren.

„Was tust du denn mit dem Eimer, Ngonji?“, fragte ich; und er antwortete lachend: „Der ist doch für meine Mutter, und die Zigaretten sind für meinen Vater.“

Da war ich wirklich betroffen. Dieser Batua-Junge ist also zum Arbeiten gekommen, um seine Eltern reich und glücklich zu machen mit diesen einfachen Geschenken. Wer hätte so etwas erwartet von einem so wilden Buschkind? Wie viele weiße Kinder zeigen trotz ihrer feinen Erziehung soviel Liebe für ihre Eltern? Von diesem Tage an hatte Ngonji sich in

meinem Herzen ein Plätzchen erobert. Ich konnte ihn nicht mehr vergessen, obwohl ich ihn 1½ Jahre nicht mehr sah.

Inzwischen hatten wir auf der Mission eine Schule eröffnet für Batua-Jungens. Wir begannen mit 35 Kindern, und alle vier Monate durften sie in den Ferien nach Hause gehen. Jedesmal kamen die meisten Jungens mit neuen Kameraden zurück. Nach den zweiten Ferien sah ich zu meiner größten Freude meinen alten Ngonji unter den Neulingen. Er lachte, als er mich sah, und ich auch. Er gab mir die Hand, und ich packte den kleinen Bengel, was die Neulinge in Angst versetzte, so daß sie fast flüchten wollten; als sie jedoch merkten, daß ich den kleinen Krauskopf von Ngonji streichelte, wurden die rollenden Augen wieder ruhiger. Ngonji war aber stolz darauf, und er schaute seine Kameraden mit einem strahlenden Gesicht an. Nun sah ich mir das kleine Kerlchen einmal von oben bis unten an; er war noch nicht verändert und keinen Daumen breit größer geworden, er war dasselbe kleine, magere und kernige von früher. Und nun kam Ngonji zur Schule, um Verstand zu bekommen. Er lernte leicht und versprach, ein flinker Student zu werden. Aber Ngonji gelangte nach einigen Monaten in eine böse Lebensperiode; er wurde wild, ungehorsam und eigensinnig.

„Ngonji, du bist nicht gut geworden, du tußt Böses“, sagte ich zu ihm. Aber er wandte immer seine Augen von mir ab, und es war nichts mit ihm zu machen, er wollte einfach nicht hören.

Die vier Monate waren vorüber, und die Kinder kehrten in ihr Dorf zurück. Ich hatte wenig Hoffnung, meinen Freund noch einmal wiederzusehen; und er blieb auch zu Hause, wie ich es erwartet hatte. Seine Dorfgenossen jedoch wollten mir die Ursache nicht verraten. Einige Wochen später schrieb ich ein Briefchen an den Ersten seines Dorfes, von dem er abhängig war. Ich fragte denselben, ob Ngonji wenigstens seine Kleider zurückschicken wolle, die er von uns geliehen hatte. Einige Tage später kam Ngonji persönlich auf die Mission, hatte seine Kleider in ein Päckchen gerollt, das er unter dem Arm trug. Kaum hatte er mich gesehen, so begann er mich auszuschetten. Er streckte seine Arme drohend nach mir aus und schrie wie ein Wahnsinniger: „Du bist schlecht, ich muß von der Mission nichts mehr haben, ich will nicht mehr zur Schule, ich komme nicht mehr zurück“, und eine Menge anderer Dinge sagte er. Zum Schluß warf er mir das Päckchen vor die Füße und lief weg. Er war wohl ungezogen gewesen, denn er hatte mich nicht zu Wort kommen lassen, obwohl es hier strenger Brauch ist, daß beide Parteien der Reihe nach sich aussprechen. Nun war ich an der Reihe. Ich rief ihm nach: „Ngonji, komme schnell!“ Er jedoch zögerte einen Augenblick. Ich rief noch ein paarmal, und dann kam er kriechend und zaghaft. Ich nahm ihn freund-

lich bei der Hand, streichelte einen Augenblick seinen Krauskopf und sagte: „Ngonji, warum tuft du das?“ — Keine Antwort. „Bin ich nicht immer gut zu dir gewesen, habe ich dir je etwas Böses getan?“ Ngonji wurde ruhiger, wollte aber nicht sprechen.

„Willst du nicht auf der Mission bleiben, Ngonji?“, fragte ich weiter.

„Nein“, war die böse Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil du mich taufen willst, und ich bin Protestant.“

„Aber, Junge, wenn du nicht willst, sollst du nie getauft werden, du mußt nicht zur Schule kommen, um getauft zu werden, sondern um verständig zu werden; es ist doch dein eigenes Wohlsein. Probiere es noch einmal 14 Tage lang, und wenn es nicht geht, dann bekommst du einen Brief, um nach Hause zu gehen.“

Ngonji zögerte, wußte keine Antwort, und ich ließ ihn gehen. Er ging zu seinen Schulkameraden, bei denen er seinem Herzen Luft machte, und zu meiner großen Verwunderung sah ich ihn abends noch auf der Mission. Vierzehn Tage gingen vorüber, aber vom Heimgehen war keine Rede mehr. Ich war froh, aber diese Freude dauerte nicht lange. Das kleine Kerlchen wurde unerträglich, hezte seine Kameraden auf, spornte sie zum Ungehorsam an, ja, machte sogar selbst Propaganda gegen die Mission. In allem, was nicht mehr in Ordnung war, konnte man Ngonji als den ersten und größten Schuldigen erkennen. Trotz allem konnte ich mich doch nicht entschließen, ihn wegzujagen; es saß soviel Willenskraft und Mut in ihm, und das gefiel mir, und darum ertrug ich lieber all seine Launen in der stillen Hoffnung, ihn doch noch zu gewinnen. Es wurde jedoch immer schlimmer mit ihm. Jeden Tag hatte er Streit mit seinem Lehrer, und sein schlechtes Beispiel wirkte ansteckend auf seine Kameraden. Ich hatte schon verschiedene Male bei seinen Freunden den Puls gefühlt, um zu erfahren, woran es doch eigentlich bei Ngonji fehle; aber einen Batua ausfragen ist eben so mühsam, als bei dem Satan die Wahrheit zu suchen. Es ist bei den Nkundos sprichwörtlich geworden: „Die Batua-Sprache ist eine Lügensprache“, und im gewöhnlichen Verkehr erfahre ich das nur allzuviel. Es blieb mir zum Schluß nur noch ein Mittel übrig, und wenn das nicht gelingt, wollte ich Ngonji wegschicken. Ich ließ einen alten Katecheten rufen und bat ihn, den Fall von Ngonji einmal zu untersuchen und zu trachten, dem Jungen bessere Gefühle beizubringen. Mit wahrer Negergeduld nahm dieser die Aufgabe auf sich und brachte stundenlang mit Ngonji durch, bis er endlich siegte. Ich erinnere mich dieses dunklen Abends noch, als die beiden zu mir auf mein Zimmer kamen.

„Tafa,“ sagte der Katechist, „hier ist Ngonji, er ist bekehrt, und er hat versprochen, brav zu werden. Der andersgläubige Katechist hatte ihn gegen die Mission aufgehekt, jetzt ist es aber aus; Ngonji hat mich gefragt, ob er nicht getauft werden darf.“

(Fortsetzung folgt)

3

## Auf Apostelpfaden in Kivungilo

Plauderei von Schw. Engelberta

**A**uf Apostelpfaden, ein segensreiches Wort, das Lohn verheißt, aber auch Mühen, Kämpfe und Missionsstrapazen verrät. Es sind Heilandspfade, denn auch er ist dieselben gewandelt als unser göttliches Vorbild und als unser Meister. Meine bereits ins Greisenalter tretende Wenigkeit kann leider nicht mehr solche Apostelpfade wandern, dafür aber nehme ich freudig herzlichen Anteil an den oftmals so beschwerlichen Fußwanderungen unserer jungen Mitschwestern, welche nicht selten hier in Kivungilos Höhenpfaden, oder auch in dessen tiefen Schluchten die Heiden in ihren Hütten aufsuchen, Kranke und Sterbende trösten und schon manche rechtzeitig getauft und zur Himmelsreise vorbereitet haben. Unsere gute Schwester Wenzeslawa, die wohl schon manches Jahrzehnt in Afrika weilt, ist auch noch immer emsig bemüht, auf Apostelpfaden zu wandeln, und Gottes Segen ist sichtlich mit ihr und belohnt ihre Mühen mit der Rettung irgendeiner Seele. Einen ganz interessanten Fall möchte ich den freundlichen Lesern nicht vorenthalten.

Es war im letzten schönen Maimonat; bei uns in Kivungilo aber war die große Regenzeit; Tag für Tag machte der Himmel ein gar trübes Gesicht, der Regen fiel in Strömen, die Wege und Fußpfade glichen kleinen Bächlein, dabei war es kalt und überall gab es viele Kranke, die sich erkältet hatten! Auch von vielen Sterbefällen hörte man rings herum.

Einer unserer jungen Arbeiter, welcher tief drunten im Tale wohnte, etwa eine Stunde von Kivungilo entfernt, erzählte der Schwester Wenzeslawa, daß in seiner Nähe ein Familienvater sehr krank und dem Tode nahe sei. Es war schon Nachmittag, aber die gute Schwester ließ sich trotz ungünstiger Witterung und baldiger Dunkelheit nicht abhalten, den Kranken zu besuchen, zumal sie hörte, er sei dem christlichen Glauben nicht abgeneigt, wohl aber alle seine Mitbewohner. Wenn er nur selber wollte, so war immerhin eine gute Hoffnung, seine arme Seele retten zu können.

Mit Bangen sahen Schwester Oberin und wir alle der Rückkehr der armen Schwester entgegen. Es war bereits stockdunkel und dabei kalt und naß. Der Weg hinunter mußte